

Der Tag des jüdischen Buches wartete in diesem Jahr mit einem neuen Stern am Literaturhimmel sowie mit Lesungen, Vorträgen und einem Konzert auf

Identität und Zugehörigkeit

VALERIE WENDENBURG

Der Saal des Kulturhauses Helferei war nahezu bis auf den letzten Platz gefüllt, als Lizzie Doron zur ihrer Lesung erwartet wurde. Obgleich sie mit ihrem Buch «Sweet Occupation» schon im vergangenen Herbst an der BuchBasel zu Gast gewesen war, kamen die Zuschauer in Scharen, um die renommierte israelische Autorin am Tag des jüdischen Buches zu erleben, der bereits zum fünften Mal vom Verein Jüdische Kultur und Wissenschaft (VJKW) organisiert wurde. Lizzie Doron hat einen Wandel innerhalb ihres Schreibens vollzogen, den sie anschaulich schilderte. Galt sie früher als

israelische Vorzeige-Autorin, die sich vorwiegend mit den Problemen der Holocaust-Überlebenden und ihrer Nachkommen beschäftigte, so richtet sich ihr Blick seit einigen Jahren mehr auf die Gegenwart. Lizzie Doron hat das Gespräch mit ehemaligen palästinensischen Terroristen gesucht und über ihre Begegnungen mit dem vermeintlichen Feind geschrieben. Während ihre letzten beiden Bücher in deutschsprachigen Ländern ein Erfolg sind, werden sie in Israel gar nicht erst verlegt. Die Autorin spricht offensichtlich gerne über ihr aktuelles, in der Heimat umstrittenes Buch und zitiert israelische Verleger, die sie eindrücklich darum baten, lieber wieder über den Holocaust zu schreiben, da sich dieses Thema

besser verkaufe. Lizzie Doron berichtet, dass sie selbst im Jom-Kippur-Krieg sieben gute Freunde, unter ihnen ihre erste grosse Liebe, verloren habe. Die erste Begegnung mit einem der ehemaligen Terroristen, der heute der Gruppe Combatants for Peace angehört, die sich in Form von gewaltlosem Widerstand für eine friedliche Lösung des Nahostkonflikts einsetzt, sei daher extrem emotional und auch von Angst geprägt gewesen. Die intensive Auseinandersetzung mit der palästinensischen Seite habe ein altes Trauma in ihr hervorgerufen, erzählt die Schriftstellerin, der es trotz des ernsten Themas immer wieder gelang, das Publikum zum Lachen zu bringen. Jennifer Khakshouri wiederum vermochte es mit



Lizzie Doron im Gespräch mit Jennifer Khakshouri über ihr Buch «Sweet Occupation».

gutem Gespür und klugen Fragen, den Redefluss ihrer Gesprächspartnerin zu unterbrechen, und Isabelle Menke las Passagen des Buches auf Deutsch.

Flucht und Exil

Ein jüngerer Stern am deutschen Literaturhimmel ist Dmitrji Kapitelman, der gleich zu Beginn seines Gesprächs mit Charles Lewinsky klar machte, dass er am liebsten möglichst viel aus seinem Buch «Das Lächeln meines unsichtbaren Vaters» lesen würde – anstatt über sich zu reden. Dies machte Sinn, da der Roman klar autobiografisch ist und Kapitelman sich und auch seinen Vater, mit dem er eine Reise nach Israel unternahm, um mehr über seine jüdischen Wurzeln zu erfahren und um eine Briefmarkensammlung des Vaters zurückzuholen, eindrucksvoll und humorvoll beschreibt. Als Sohn eines jüdischen Vaters kam Dmitrji Kapitelman mit acht Jahren als Kontingentflüchtling nach Deutschland – mit der Folge, dass er sich seitdem eigentlich nirgendwo richtig zugehörig fühlt (vgl. Kasten).

Nicht nur die Lesungen, auch zwei Vorträge von Hanno Loewy und Martin Dreyfus lockten zahlreiche Zuhörer an. Während der Direktor des Jüdischen Museums Hohenems, Loewy, zum Thema «Unterm Strich – Feuilletons jüdischer Autoren als Gattung der Zerstreuung?» referierte und mit Andreas Kilcher sprach, widmete sich der Antiquar und Büchersammler Dreyfus unter der Moderation von Michael Guggenheimer dem flüchtigen Exil deutschsprachiger Autoren in der Schweiz unter dem Titel: «Städte gibt es, die wir lieben, doch sie bleiben uns verwehrt».

Eine untergegangene Welt

Nach dem gehaltvollen und abwechslungsreichen Programm des Tages folgte am Abend ein Konzert des Ensemble Klezmannouche. Die Band spielte und sang sich mit «Negünem und Moschelisch aussem Elsass» durch die Lieder der Juden im Elsass, Astrid Ruff gab sie auf Elsässer Jiddisch, Russisch, Deutsch und Französisch wieder. Hanspeter Bader las aus dem Erinnerungsbuch «Bischweiler oder der grosse Leibold» des Resistancekämpfers und Autors Claude Vigé. Er beschreibt darin liebevoll, wehmütig und detailreich eine heute untergegangene Welt. Danach befragt, wie er die fünfte Auflage des Tages des jüdischen Buches beurteilt, meint Michael Guggenheimer, Präsident des VJKW: «Wenn man bedenkt, dass am selben Tag auch noch die Veranstaltung «Urban Prayers» des Theaters Neumarkt im Gemeindehaus der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich durchgeführt wurde, dann lässt sich ohne Übertreibung sagen, dass das Interesse an kulturellen jüdischen Themen in Zürich sehr rege ist. Wir hatten zeitweise gegen 140 Personen im Saal. Und so schön, dass nicht nur Belletristik und ein politisch engagierter Text das Interesse des Publikums fanden, sondern auch Blicke in die intellektuelle Geschichte des deutschsprachigen Raums, die Martin Dreyfus und Hanno Loewy in ihren Referaten geschildert haben.» Dass es auch im kommenden Jahr wieder einen Tag des jüdischen Buches geben werde, kündigte der Autor Charles Lewinsky bereits an – das Publikum wird es freuen. ●

Dmitrji Kapitelman Zwischen den Stühlen

Der Autor des Buches «Das Lächeln meines unsichtbaren Vaters» spricht darüber, was es bedeutet, keiner Identität wirklich anzugehören.

tachles: Sie sind Anfang der 1990er-Jahre als Kontingentflüchtling aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland eingewandert – weil ihr Vater Jude ist. Spielte ihre jüdische Identität zuvor auch schon eine grosse Rolle?

Dmitrji Kapitelman: Das hängt davon ab, wie man jüdische Identität definiert. Ich hatte schon ein starkes Bewusstsein dafür, dass ich Jude in der UdSSR war. Strukturell war es in der ehemaligen Sowjetunion aber kaum möglich, die jüdische Religion zu leben, sie spielte im Alltag keine Rolle. Angekommen im Asylbewerberheim in Deutschland, gab es dann plötzlich eine Chanukkafeier oder einen Ausflug zur Synagoge nach Dresden, aber eigentlich auch nur, weil die Gastgeber dies so für uns organisiert haben. Das war wirklich nett gemeint, aber wir Juden waren eher etwas verwundert. In Deutschland betreten wir auch auf diesem Gebiet Neuland.

Sehen Sie sich heute als Russe, Deutscher oder vor allem als Jude?

Ich gebe mich nicht mehr der Illusion hin, dass ich organisch irgendwo richtig dazugehören werde. Dies führt dazu, dass ich mich die meiste Zeit einfach mit meinem eigentlichen Leben befasse, als in Kategorien zu denken. Im Moment habe ich das Gefühl, wirklich realisiert zu haben, was es bedeutet, keiner Identität anzugehören, abgesehen von der, die ich mir selbst schaffe. Ich habe mich in meinem Buch damit befasst, diesen Aspekt ausgeleuchtet und damit gespielt, aber das emotionale und auch niederschmetternde Bewusstsein habe ich eigentlich erst jetzt erlangt.

Ihre Familie ist nicht nach Israel emigriert, weil Sie Halbjude sind. Haben Sie nach Ihrer Reise dorthin darüber nachgedacht, wie ein Leben dort für Sie ausgesehen hätte?

Natürlich habe ich mich oft gefragt, was wäre, wenn? Ich war aber als Tourist dort, sollte ich ernsthaft Alija machen wollen, würde ich im Land schon an meine Grenzen stossen, da ich keine jüdische Mutter habe. Wenn ich mein Leben wirklich in Israel einrichten wollte, dann würde ich die Konsequenzen daraus, gerade in administrativen Belangen, sicher zu spüren bekommen.

Inwieweit hat das Buch Ihr Leben verändert?

Zum einen hat das Schreiben gewisse Wunden, die ich vorher zum Glück ausgeblendet hatte, aufgerissen. Nun habe ich mir die Zeit genommen und mich gefragt: Was bedeutet es, dass ich in der Schule immer nur «Russe» genannt wurde? Wie lebe ich damit, dass nach unserer



Immigration nach Deutschland nichts mehr organisch war? Was hat es für Auswirkungen, wenn man nirgendwo richtig dazugehört? Das tut erstmal weh, gleichzeitig aber habe ich mich von vielen Zuschreibungen emanzipiert. So gelte ich seit Erscheinen meines Buches 2016 in Deutschland plötzlich als «jüdische Stimme» – als die ich mich aber nicht empfinde. Vor meinem Buch habe ich einfach geschrieben, und plötzlich wurde ich zum schreibenden Juden. Das gibt mir zuweilen zu denken.

Sie beschreiben sich in Ihrem Buch als «willkommener Wiedergutmachungsjude» in Deutschland. Fühlen Sie sich heute wohl in Deutschland oder spüren Sie aufkommenden Antisemitismus?

Erstmal macht es einen riesigen Unterschied, ob man wie ich in Berlin oder eben in Bauzen lebt. Zurzeit würde ich sagen, dass ich nicht besonders hoch auf dem Diskriminierungsplateau stehe. Da haben es junge Männer, die arabisch aussehen, tausendmal schwieriger. Mir sieht man mein Migrantentum und mein Judentum ja nicht an. Vom politischen Komfortstatus lebe ich das Leben eines Deutschen, weil man mich eben nicht optisch identifizieren kann. Auf einer tieferen Ebene finde ich es immer noch Wahnsinn, dass die AfD im Bundestag sitzt, das macht mich meinen Mitmenschen gegenüber auch misstrauisch. Ich bin aber niemand, der auf dem Koffer sitzt und der abhaut, wenn ihm die Lage nicht gefällt. Im Gegenteil. Ich denke: Nicht mit mir! Aus meiner Sicht sollten sich die Juden nicht in ihrer Opferrolle zeigen, sondern selbstbewusst aufbegehren, wenn ihnen etwas nicht passt. Eine Flucht, zum Beispiel nach Israel, wäre für mich kein Weg und auch das falsche Signal.

INTERVIEW VALERIE WENDENBURG

Dmitrji Kapitelman: *Das Lächeln meines unsichtbaren Vaters*. Hanser Verlag, Berlin 2016.